

Ungleichheit ist Unfreiheit – über Ueli Mäder

Lobrede zur Verleihung des Erich-Fromm-Preises

ROGER DE WECK



Lieber Ueli Mäder,
Liebe Frau Schwald
Lieber Herr Funk, lieber Herr Hardeck,
lieber Herr Widerström
Lieber Preisträger Konstantin Wecker,
Liebe Freunde von Erich Fromm
und Ueli Mäder!

In Zeiten des Kriegs ist Erich Fromm eine gedankliche Stütze. Und auch eine emotionale Stütze. Seine humanistische Klarsicht hilft weiter. Erhellend und bedrückend zugleich ist die folgende Passage aus *Haben oder Sein* – 1976 geschrieben, ist sie von bleibender Aktualität: In hierarchischen Gesellschaften kommt es

«zu einem Prozess der Entfremdung von Autorität. Wenn *diese* Autorität die richtige Uniform trägt oder mit dem entsprechenden Titel ausgestattet ist, dann ersetzen *solche* äußeren Zeichen die reale Kompetenz und Qualität. Der König – um diesen Titel als Symbol zu verwenden – kann dumm, heimtückisch, böse, das heißt völlig ungeeignet sein, eine Autorität zu *sein*, dennoch *hat* er Autorität.»

Und ich lese weiter. Dass die Menschen meinen, Uniformen und Titel würden Kompetenz verleihen,

«geschieht nicht ganz von selbst. Die Inhaber der Autorität müssen die Menschen von dieser Fiktion überzeugen und ihr realistisches, das heißt kritisches Denkvermögen einschläfern. Jeder denkende Mensch kennt die Methoden der Propaganda, Methoden, durch die die kritische Urteilskraft zerstört, der Verstand eingelullt wird, bis er sich Klischees unter-



Publication of fromm-online.org. For personal use only. Any kind of re-publication and commercial use requires written permission from the copyright holders.

Veröffentlicht auf fromm-online.org. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Jede Wiederveröffentlichung und kommerzielle Nutzung bedarf der schriftlichen Erlaubnis der Rechteinhaber.

wirft, die die Menschen verdummen, weil sie sie abhängig machen, und sie der Fähigkeit berauben, ihren Augen und ihrer Urteilskraft zu vertrauen. Diese Fiktion, an die sie glauben, macht sie für die Realität blind».

Soweit Fromm (1976, GA II, S. 300).

Die Internationale Erich-Fromm-Gesellschaft ist ein traditionsreicher Treffpunkt von Menschen, die sich um diese kritische Urteilskraft bemühen, sich Sorgen machen um das kritische Denkvermögen, die also – anders gesagt – die Realität als Ausgangspunkt nehmen und den Verstand, was heute nicht länger selbstverständlich ist. Denn wo jetzt Realitätsflucht eine reale Katastrophe weit über die Ukraine hinaus hervorrief, wo in Moskau weder der Verstand noch die Vernunft regieren, wo Europa wieder in Zeiten des Wahnsinns lebt und, fast schlimmer noch, in Zeiten des Unsinns, ist dieser Abend im Geiste eines erkenntnisorientierten, lösungsorientierten Preisträgers ganz einfach wertvoll.

Wir alle hier setzen eines von abertausend kleinen Zeichen der doppelten Verbundenheit: nämlich der tief verspürten Zusammengehörigkeit mit Demokratinnen und Demokraten, die um ihre Demokratie kämpfen, in der ganzen Ukraine wie auch auf dem harten Pflaster russischer Städte; zudem ein Zeichen der Verpflichtung auf das Erbe der Aufklärung, das weiterzutragen ist, weiterzuentwickeln ist, nun erst recht wider die Antihumanisten, die es nicht nur in Russland gibt, auch bei uns.

Derzeit sind solche tausend kleinen Zeichen von großem Belang, und die Teilnahme der Landtagspräsidentin bekräftigt das heute Abend. Auch ist es ein Signum, dass der Preisträger in Basel zu Hause ist, der Stadt, in deren Münster der Aufklärer und Humanist Erasmus von Rotterdam begraben liegt – die Protestanten des Jahres 1536 wollten den Katholiken Erasmus in ihrer Kathedrale ehren.

Ueli Mäder überdies ist heimisch in der ältesten Schweizer Universität, gegründet 1460 als Hort des Humanismus, und wo im 20. Jahrhundert beispielsweise der Theologe Karl Barth lehrte, Mitgründer der Bekennenden Kirche und nach dem Krieg Miturheber der Stuttgarter Schulderklärung der Evangelischen Kirche Deutschlands. Zeichen wider die Gewalt, ja, sie können wirken auf unserem Kontinent der Blutbäder.

Meine Damen und Herren, viele von ihnen kennen die folgende Passage aus Fromms intellektueller Autobiografie, nämlich aus seinem Buch *Jenseits der Illusionen. Die Bedeutung von Marx und Freud*. Der Band erschien 1962 – seine zeitlose Botschaft begleitet diesen Abend. Ich lese:

«Die Haltung dem ›Fremden‹ gegenüber ist von der Haltung sich selbst gegenüber nicht zu trennen. Solange ich einen Mitmenschen als grund-



Publication of **fromm-online.org**. For personal use only. Any kind of re-publication and commercial use requires written permission from the copyright holders.

Veröffentlicht auf **fromm-online.org**. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Jede Wiederveröffentlichung und kommerzielle Nutzung bedarf der schriftlichen Erlaubnis der Rechteinhaber.

sätzlich verschieden von mir erfahre, solange er für mich ein Fremder ist, bleibe ich auch mir selber ein Fremder. Wenn ich mich aber ganz selbst erlebe, dann erkenne ich, dass ich auch nicht anders bin als jeder andere Mensch, dass ich das Kind, der Sünder, der Heilige, der Hoffende und der Verzweifelnde bin, der Mensch, der sich freuen, und der Mensch, der traurig sein kann. Ich entdecke, dass nur die Denkmuster, die Sitten, die Oberfläche verschieden sind, dass aber die menschliche Substanz die gleiche ist. Bei diesem Erlebnis begreife ich, was Humanität bedeutet.» (1962, GA IX, S. 149.)

Der Verfasser hätte Gefallen gefunden an dem Preisträger Ueli Mäder: einem Psychologen, der sehr wohl aus Karl Marx das Beste zu schöpfen wusste; einem Soziologen, dem Sigmund Freud Wegbegleiter ist. Vor allem würde sich Erich Fromm freuen, weil man vom Preisträger wohlgemut sagen darf: «Er ist – Mensch.» Und dieses «er ist Mensch» – im Judentum ist es das größte Lob überhaupt.

Ueli Mäder als Soziologe, der das Individuum nie aus den Augen lässt; der Psychologe, der mit Jean-Paul Sartre fragen wird in seiner Fromm-Lecture heute: «Was macht eigentlich der Mensch aus dem, was die Gesellschaft aus ihm macht?» Und in ausnahmslos jedem einzelnen Menschen ist ja eine Lebensgeschichte – eine einzelne und zugleich eine gemeinschaftliche. Mäder interessiert sich so taktvoll wie leidenschaftlich für Lebenserzählungen.

Seine soziologischen Studien sind «anders», sie leben weniger von blutleeren repräsentativen Umfragen einer anonymen Masse als vielmehr von unzähligen individuellen Gesprächen mit Menschen aus Fleisch und Blut. Er befragt sie nicht eigentlich, vor allem hört er zu, neugierig, beharrlich, sensibel. Es sind Gespräche mit *Working Poor*, mit Armen, mit Reichen, Superreichen, mit gewalttätigen Jugendlichen, mit Rechtsextremisten oder ebenso mit Marktradikalen, mit einer Friseurin, mit dem Konzernlenker eines weltweiten Pharmariesen.

Ihn interessiert die gesellschaftliche *und* individuelle Sicht. Denn, weiss Mäder, «im Subjektiven öffnen sich Welten». So zum Beispiel, und zur Illustration, in der von ihm betreuten Studie über – hören Sie genau zu – über *Verdingkinder, Schwabengänger, Spazzacamini und andere Formen der Fremdplatzierung und Kinderarbeit in der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert*. (Mäder & viele andere 2005–2008):

«Verdingkinder», meine Damen und Herren,

– im Wortsinn «verdingt», verklavt wurden Schweizer Waisenkinder, Scheidungskinder, und zwar bis in die 1960er Jahre hinein: Sie wurden von den Behörden sequestriert und auf sogenannten Verdingmärkten feilgeboten,



etwa bei Bergbauern regelrecht als Leibeigene untergebracht – ausgebeutete Kinderarbeitskräfte, seelisch und oft auch körperlich missbraucht.

- Die «Schwabenkinder» wiederum entstammten armen Familien aus der Eidgenossenschaft, dem Vorarlberg und Tirol. Man schickte sie zur Kinderarbeit nach Oberschwaben, auch nach Baden, und sogar noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Die «Spazzacamini» schließlich waren 8- bis 12jährige Buben aus dem damals mausarmen Tessin. Sie wurden nach Norditalien verkauft und ihres schmalen Körpers wegen eingesetzt, um durch enge Kamine hochzukletterten. Deren Schicksal schildert das berühmte Jugendbuch *Die schwarzen Brüder* von Lisa Tetzner und Kurt Held, die im Tessin Zuflucht gesucht hatten wie Erich Fromm.

Namentlich dank Ueli Mäder begann die Schweiz, diese Vergangenheit aufzuarbeiten. Und er tat das nicht nur allgemein, sondern sehr anschaulich. Denn wer das Unbegreifliche erfassen will, der muss es greifbar machen, statt es bloß auf den wissenschaftlichen Begriff zu bringen. Und so reflektiert Mäder (2010, S. 56) die Lebensgeschichte der Halbwaise Clara Bärnwart:

«Ein Schlüsselerlebnis veranschaulicht das Interview mit Clara Bärnwart (Jahrgang 1938). Sie wurde im Alter von vierzehn Jahren dem Vater zurückgegeben, der sich (...) neu verheiratet hatte. Der Vater missbrauchte seine Tochter zwei Jahre lang sexuell, bis sie sich dagegen wehrte. Der Vater bestritt die Vorwürfe, auch bei der Gegenüberstellung vor dem Staatsanwalt. Doch als der Staatsanwalt kurz aus dem Fenster blickte, faltete der Vater seine Hände und signalisierte der Tochter ein »Bittibätti« [das schweizerdeutsche Wort für flehentliche Bitte]. ›Ich hatte das Gefühl«, erzählt später Clara Bärnwart, ›dieser Mensch leidet wie verrückt. Und dann war es natürlich bei mir vorbei. ‹ Sie nahm alles zurück. Warum? ›Weil ich wusste, was es heisst, wenn man leidet.‹ Seit diesem Zeitpunkt ist ihr teilweise bewusst, wie sehr ihr Leben unter dem Leitmotiv des Leidens steht. Das Leiden verstärkt Gefühle der Ohnmacht. Es hilft aber auch, eine Überlebensstrategie zu entwickeln, die offenbar Kraft verleiht.»

Immer wieder sucht Ueli Mäder die Verknüpfung des «inneren Blicks» – wie er sagt – mit dem sonst üblichen Außenblick auf den Forschungsgegenstand. Dieser Wissenschaftler erörtert gesellschaftliche Phänomene nicht vornehmlich in Statistiken und Analysen, in Hypothesen und Thesen. Den Gesamtzusammenhang weiss er auch dadurch darzustellen, dass er individuelle Schicksale spiegelt. Auf diese Weise schafft er, was Wissenschaft anstrebt: Erkenntnis, die



in ihrem Wesen von der Eigentlichkeit lebt. «Soziologische Biografieforschung», nennt er dieses Vorgehen, «biografische Rekonstruktionen». Und zu diesem gleichermaßen wissenschaftlichen und nachfühlenden Ansatz also zählen «lebensgeschichtliche Interviews».

Das entspricht ihm. Deshalb mag mir der Armutsforscher verzeihen, wenn ich da und dort auf seine eigene Lebenserzählung eingehe, denn Forschung und Vita bilden bei ihm ein besonders produktives Ineinander. Da schrieb einmal (in Nigg 2008, S. 282 ff.) Ueli Mäder über seine reiche Kindheit in armen Verhältnissen – eine Kindheit des Seins, nicht des Habens:

«Mein Vater arbeitete am Fließband in einer Konservenfabrik, später als Bahnarbeiter. Meine Mutter war Hilfsverkäuferin in einem Kleidergeschäft, eine sehr gescheite Frau. Sie hatte keine Berufslehre machen können, weil sie früh verdienen musste. Ich kam als sechstes und letztes Kind zur Welt. Wir wohnten zu acht in einer Dreizimmerwohnung und einer Mansarde. Im unteren Stock lebten die Eltern meiner Mutter. Ihr Vater betrieb im Keller eine kleine Schreinerei. Seine Frau hatte in der zweiten Stube eine kleine Näherei.»

Und

«weil wir wenig Geld hatten, mussten alle Kleider bis zum Letzten aufgetragen werden. Sie wurden mehrmals geflickt. Wenn es regnete, lissen meine Schuhe manchmal durch. Das war unangenehm. Die Eltern haben immer den Sinn fürs Einfache betont: Das Einfache hat auch eine Qualität und ist nicht etwas Minderes.»

So die menschliche Prägung; und nun zur intellektuellen Prägung:

«Meine Eltern konnten gut Französisch und parlierten oft so miteinander. Mutter konnte auch Englisch. Das kam von ihrem Vater. Obwohl er einen handwerklichen Beruf ausübte, hatte er auf dem *Dachboden* eine grosse Bibliothek. Da war zum Beispiel eine Sammlung vom *Geographic Journal*». Mutter war intellektuell und musisch begabt. Sie schrieb Theaterstücke, die in der Turnhalle aufgeführt wurden. Schon bevor ich in die Schule kam, spielte ich in einem *der* Stücke als indisches Waisenkind mit. Da ich noch nicht lesen konnte, lernte sie mit mir den ganzen Text auswendig.»

Doch nun zur sozialen Prägung, mehr noch, der Empathie.



«Meine Eltern waren sozial engagiert. Mein Vater erhielt später sogar eine Stelle beim Fürsorgeamt, und zwar ohne entsprechende Ausbildung. Mit der Zeit verbesserte sich unsere materielle Situation.»

«Als die Eltern in Sissach (unweit Basels) ein altes Haus erwerben konnten, hatten wir plötzlich viel Platz – auch für sozial Randständige. Eines Tages brachte mein Vater einen sogenannten Landstreicher, den Heiri Angst, nach Hause – für eine Woche. Aus dem Kurzaufenthalt wurden mehrere Monate. Die Schüler im Dorf hingegen hatten Angst vor ihm. Mir gegenüber war er sehr freundlich und erzählte spannende Geschichten aus seinem Leben. Einmal wohnte ein Italiener bei uns, der früher in einer oberen Liga Fussball gespielt hatte und dann im Leben abgestürzt war. Ich war stolz, mit ihm tuscheln zu dürfen. Er erzählte viel davon, was er alles gemacht hatte, als er noch anders im Leben stand. Mich faszinierten solche Leute immer. Ich idealisierte sie vermutlich auch, weil sie so eigenwillig waren.»

Die ersten Lebenserzählungen, meine Damen und Herren. Und, nicht zuletzt, als Prägung auch die Freiheit.

«Wir Kinder durften viel machen, was anderen Kindern nicht erlaubt war. Die Eltern hielten uns kaum dazu an, Schulaufgaben zu machen. Aber sie hatten klare Erwartungen an uns: Ihr müsst gut sein und es einmal besser haben! Die Eltern legten Wert auf gute Zeugnisse. Fünf von uns sechs Geschwistern schafften die Matura.»

Es ist eine Lebensgeschichte, die gut begonnen hat. Ich vermute, bis heute spendet sie Kraft. Doch weshalb im Grunde war dieser Anlauf ins Leben so vielversprechend – auf dass es auch nachher gut wurde und gut blieb? Weil die Familie Mäder zwar in armen und später in bescheidenen Verhältnissen lebte, aber Zukunftsperspektiven hatte: weil sich den Eltern wie den Kindern Aussichten eröffneten.

Hier sind wir denn auch bei einem Kernthema der Forschung von Ueli Mäder – nämlich seinen wegweisenden Studien über die Aussichtslosen, namentlich die *Working Poor*, und wie sie doch noch Hoffnung schöpfen, ihren Raum der Möglichkeiten erschließen könnten, kurz, wie sie Aussichten haben könnten.

Meine Damen und Herren, der Ultraliberalismus der vergangenen Jahrzehnte hat Aussichten verbaut:

- Die Armen wurden ärmer, in der Bundesrepublik entstand Westeuropas größter «Niedriglohnsektor», wie die Ökonomen unterkühlt sagen, und dies unter einer rot-grünen Regierung.



- Gleichzeitig wurden die Reichen reicher, die Superreichen superreicher.
- Und – die Mittelschicht erodierte: jene Mittelschicht, von der schon Aristoteles sagte, sie sei die Tragsäule der Demokratie.

Enttäuscht wandten sich viele Menschen von der liberalen bzw. neoliberalen Demokratie ab, sie fühlten sich nicht länger repräsentiert. Und flüchteten in die Arme von Rechtspopulisten, die sich als die wahren Vertreter des Volks ausgeben, aber nichts anderes sind als autoritäre Reaktionäre, Bewunderer von Putin & Co. Aus der Ungleichheit flüchteten sie in die Unfreiheit.

Urheber des verhängnisvollen Marktradikalismus – und auf dem Markt gilt das Gesetz des Stärkeren – waren Erzkonservative wie die britische Premierministerin Margaret Thatcher oder der amerikanische Präsident Ronald Reagan. Aber den Stab übernahmen Mitte-Links-Politiker wie Gerhard Schröder, Tony Blair, Bill Clinton mit seinem Wahlkampfspruch *It's the economy, stupid!*

Sie sagten: *It's the economy, stupid!* Und nicht etwa: *It's the society, stupid!* Oder *It's the ecology, stupid!* Oder *It's the democracy, stupid!* Sie deregulierten munter weiter, denn das erzeuge Wachstum, und dann werde man die Wachstumsgewinne breit verteilen können. Das Wachstum kam, die Umverteilung nicht.

Und was tut unter diesen Umständen Ueli Mäder? Als *Politiker*, als Mitgründer und zeitweiliger Abgeordneter einer kleinen, höchst kreativen linken Partei kritisiert er die Wirtschaftsordnung, die so viel gesellschaftliche Unordnung hervorruft. Er wendet sich gegen die Ursünde des Liberalismus, nämlich gegen die Äquivalenz von Kapital und Arbeit, deutlicher formuliert wider die Gleichwertigkeit von Geld und Mensch.

In seiner Eigenschaft als *Wissenschaftler* wiederum, wird er *der* Armutsforscher schlechthin. Genauer gesagt, er forscht namentlich darüber, wie Menschen sich aus der Armutsfalle lösen könnten: was sie selbst tun können; was Gesellschaft und Staat tun sollten.

Seine maßgeblichen Bücher und Studien sind hoch analytisch, jedoch nie bloß deskriptiv, sondern auch konstruktiv: «*Was tun gegen Armut, Arbeitslosigkeit, Ausgrenzung?*» So lautet 1999 der Untertitel seines Plädoyers «*Für eine solidarische Gesellschaft*». 2004 ist es die breit angelegte Studie «*Working Poor in der Schweiz – Wege aus der Sozialhilfe*» (Kutzner & Mäder & Köpfel 2004). Ueli Mäder ordnet zunächst die Dinge ein:

«Das Ideal der Arbeitsgesellschaft droht in die Brüche zu gehen oder ist vielleicht schon zerbrochen. Dieses Ideal verspricht demjenigen, der sich qua Lebensführung den Erfordernissen der Erwerbsgesellschaft anpasst, ein materielles Leben oberhalb der Armutsschwelle. Die *working poor* zeigen an, dass die Arbeitsgesellschaft dieses Ideal nicht mehr umstands-



los einlösen kann. Es handelt sich nicht um ein moralisches Problem, ob der gezahlte Lohn, ob die angebotenen Arbeitsbedingungen »gerecht« sind, sondern um ein eminent sozialpolitisches Problem: das *working poor*-Problem betrifft die gesamte Gesellschaft. Wenn Erwerbsarbeit nicht mehr garantiert, ein Leben oberhalb der politisch festgelegten Armutsschwelle zu führen, ist die Zunahme von Anomie, die Verletzung bestehender Normen, zu befürchten. Die allmähliche Erosion der Arbeitsethik könnte ebenso die Folge sein wie die Zunahme illegaler Beschäftigungsverhältnisse.» (ebd., S. 9 f.)

Also ist die Antwort mehr Sozialhilfe? Nein, erwidert der Autor, Sozialhilfe ist vorübergehende Hilfe zur Selbsthilfe. Und «wird für *working poor*-Haushalte ergänzend Sozialhilfe bezahlt, bedeutet das faktisch die Subventionierung niedrig entlohnter Arbeitsverhältnisse». Mäder lässt es nicht bei dieser Einordnung. Er sucht einerseits nach besseren Forschungsansätzen und zieht den Schluss:

«So sollte die Armutsforschung stärker als bisher die Haushaltsgemeinschaft ins Blickfeld nehmen und von einer individuumszentrierten Perspektive abrücken» (ebd., S. 15).

Andererseits und zielstrebig konzipiert er Lösungsansätze, «die der Praxis helfen». Dabei erkundet er verschiedene Wege:

- eine breite Palette von Selbsthilfe-Modellen;
- oder wie sich Unternehmen verbindlicher auf ökosoziale Ziele ausrichten lassen,
- kurz die soziale Ökonomie und das Beleben genossenschaftlicher Traditionen;
- aber auch Freiwilligenarbeit;
- oder die Einführung einer Sozialzeit.

Der Soziologe bezieht sich dabei auf zwei komplementäre Begriffe, die einen Anspruch auch an sich selbst formulieren: Da ist erstens der «intellektuelle Handwerker», von dem er zweitens «wissenschaftliche Phantasie» erwartet. Intellektueller Handwerker, «*intellectual craftsman*»; soziologische Phantasie, «*sociological imagination*»: Die beiden Ausdrücke prägte der Amerikaner Charles Wright Mills, gewiss ein Geistesverwandter von Erich Fromm.

Doch nun erläutert Ueli Mäder (2021):

«Die wissenschaftliche Phantasie besteht namentlich in der Kombination von Ideen, »die zunächst miteinander unvereinbar erscheinen«. Sie be-



müht sich darum ›neue Wege zu finden‹. Dies ist ein wesentlicher Grund, warum Charles Wright Mills die Figur des »intellektuellen Handwerkers« verteidigt, der abseits vom rein Spezialisierten steht. Der ›*intellectual craftsman*‹ setzt sich auch vom ›Großtheoretiker‹ ab, der behauptet, das ›Ganze‹ zu erfassen. Der Soziologe, der sich als intellektueller Handwerker versteht, stützt sich zwar auf ein solides Berufsvermögen. Er ist aber (...) an philosophischen Fragen interessiert, aufgeschlossen gegenüber verschiedenen Formen des kulturellen Ausdrucks, kurzum mit einem offenen Geist ausgestattet.»

Und dieser offene Geist beugt sich denn auch nicht einzig über die Armut, sondern folgerichtig auch über den Reichtum, zumal wenn sich die Vermögensschere immer weiter öffnet. Zusammen mit Mitautorinnen und -autoren veröffentlicht er etwa die Bücher «*Reichtum in der Schweiz*» (Mäder & Streuli 2002) und «*Wie Reiche denken und lenken*» (Mäder & Aratnam & Schilliger 2010). Zuletzt erscheint aus seiner Feder «*macht.ch – Geld und Macht in der Schweiz*» (Mäder 2015).

Anderthalb Jahrzehnte vor Thomas Piketty – und als Soziologe, nicht als Ökonom – erörtert er die Ungleichverteilung des Geldes und mithin eben der Freiheit. Das Wort «Millionär», lernen wir bei der Lektüre, «erschien erstmals 1843 in einer US-amerikanischen Zeitung, um ein riesiges Vermögen zu beschreiben. In jener Zeit lebten in New York-City und Massachusetts zusammen 39 Millionäre». Seither sind 180 Jahre verstrichen, und Mäder befasste sich als einer der ersten Wissenschaftler mit der regelrechten Inflation der Milliarden, noch bevor die ganz große Akkumulation einsetzte, dabei salonfähig wurde und Reichtum wie einst im Calvinismus wieder als «Beweis richtiger Lebensführung» galt, *It's the economy, stupid!*

So differenziert Mäder zu forschen pflegt, so schnörkellos antwortet er, als ihn ein Journalist über die Reichen interviewt: Deren «Reichtum ist vorwiegend von Menschen erwirtschaftet worden, die zu wenig verdienen». Und «einmal reich, immer reich», von Erbschaft zu Erbschaft verfestigt sich die Schichtung der Gesellschaft.

So kommt es, dass beim Übergang von der Marktwirtschaft zur Marktgesellschaft am Schluss sogar die Freiheitsvorstellung monetarisiert wird, nämlich wenn die Wirtschaftsfreiheit eher mehr gilt als die Bürgerfreiheit, die Arroganz der Geldmacht; und wenn der Eigennutz gleichgesetzt wird mit Freiheit nach dem Motto des Rechtsextremisten Matteo Salvini: «Freiheit ist, wenn ich machen kann, was ich machen will.» Solche Freiheitspervertierung übrigens wirkte sich bis in die Pandemie hinein aus, als so mancher Zeitgenosse auf seine Freiheit pochte, leichthin Mitmenschen anzustecken.



Unser Preisträger zeigt Perversionen auf, und wird doch nie zum Moralisten. Vielmehr ist er im besten Sinne republikanisch:

- im Sinne des bundesrepublikanischen Grundgesetzes – «Die Würde des Menschen ist unantastbar»;
- im Sinne der Schweizer Bundesverfassung – deren wunderschöne Präambel schrieb kein Geringerer als der Schriftsteller Adolf Muschg, nämlich «dass frei nur ist, wer seine Freiheit gebraucht, und dass die Stärke des Volkes sich misst am Wohl der Schwachen».

«Frei ist nur, wer seine Freiheit gebraucht»? Couragiert ist da der junge Ueli Mäder:

«Nach der Handelsmatura musste ich für fünf Monate in den Knast, weil ich den Militärdienst verweigert hatte. Als ich sah, wie der Gefängnisdirektor, seine Frau, ein Fürsorger und eine Aufsichtsperson einen Gefangenen schlugen, schmiss ich aus Protest einen Teller aus meiner Zelle, worauf sie zu mir hereinkamen. Ich brauste gegen den Direktor auf. In den Morgenstunden wurde ich von drei Polizisten gepackt und für siebzig Tage in eine Einzelzelle im Bezirksgefängnis gesteckt.» (Nigg 2008, S. 287)

Und der andere Kernsatz, «die Stärke des Volkes misst sich am Wohl der Schwachen»? Umsichtig rehabilitiert Mäder den in marktradikalen Jahrzehnten verpönten Begriff der strukturellen Gewalt gegenüber Schwächeren.

«Ich plädiere dafür, schreibt er, den Begriff der strukturellen Gewalt trotz Unschärfen beizubehalten. Wenn wir die Gewalt, die Personen ausüben, als personale Gewalt bezeichnen, können wir auch die Gewalt, die aus den Strukturen hervorgeht und sich gegen Menschen richtet, strukturelle Gewalt nennen. Sie äußert sich, wenn das Wasser wegen Umweltvergehen steigt und Menschen zur Flucht treibt. Sie wirkt auch, wenn erwerbstätige Arme wegen misslicher Arbeitsbedingungen gesundheitliche Schäden erleiden. Gewiss lässt sich die strukturelle Gewalt – im Sinne einseitiger Abhängigkeit und sozialer Ungleichheit – nie ganz überwinden. Es ist jedoch möglich, strukturelle Gewalt zu mindern. Dabei hilft es, sie begrifflich als solche zu fassen und möglichst konkret zu beschreiben.» (Küchenhoff et al. 2005.)

Die geltenden Strukturen aber und die Mechanismen innerhalb dieser Strukturen – viel zu oft werden sie ausgeblendet vom Medienbetrieb, der alles personalisiert: der die autoritative Person vor die demokratische Institution stellt. Jedoch These, Antithese, Synthese: Mäder würde sich selber untreu, wenn er nicht auch – gerade aus seiner Kenntnis der Strukturen heraus – die



Schlüsselrolle des Individuums betonte, durchaus in den Denklinien von Erich Fromm. So zieht Ueli Mäder ein Fazit, das Systemkenntnis *und* Menschenkenntnis verknüpft, in zwei Sätzen ist fast alles gesagt:

«Oft ist es nicht die Position in den staatlichen (Verwaltungs-) Strukturen alleine, sondern es sind die Persönlichkeiten, die sie besetzen, welche einen Unterschied machen. Ihre Offenheit für kritische Meinungen, ihre Hierarchiegläubigkeit und persönlichen Ansichten und Durchsetzungsfähigkeit sind ausschlaggebend bei innovativen Lösungsfindungen und können stark variieren.» (Bürgin et al. 2015.)

Wir haben es mit einem Mann des Gemeinwesens zu tun, durch und durch, der aber individueller und individualistischer nicht sein könnte. Mäder – der einst in einer Mannschaft der obersten Handball-Liga spielte und als Forscher ein Teamplayer bleibt – ist stets auf der Suche nach dem, was er die «kooperative Individualität» nennt oder sogar die «kommunitäre Individualität». An anderer Stelle lobt er solch «ambivalente Identität» und zitiert Konstantin Wecker: «Nein, von den anderen mag ich eigentlich gar nicht reden, weil es ja schlimm genug ist, den eigenen Lügen schon in die Augen zu schauen.»

Individualität und Gemeinwesen – dieses Gegensatzpaar ist komplementär und schöpft aus dem Dreiklang der Französischen Revolution: *Liberté, Égalité, Fraternité*. Gerade die allzu oft im Diskurs hintangestellte *Fraternité* rückt jetzt stärker in den Vordergrund: die Brüderlichkeit, Schwesterlichkeit, Geschwisterlichkeit. Denn sie bedeutet nicht nur Solidarität, sondern auch Nachhaltigkeit. Im gemeinsamen Haus Erde müssen wir geschwisterlich miteinander umgehen, sonst wird dieses bereits schwer beschädigte Haus vollends zuschanden.

Anders gesagt gibt es im Grunde keine «Um-Welt» um uns herum, alles ist in den Worten des 2021 verstorbenen Straßburger Philosophen Jean-Luc Nancy «Mit-Welt», *Fraternité*. «Wir mit den anderen» statt des reaktionären «Wir und die anderen». Das andere ist Teil von uns und umgekehrt. Ueli Mäder ist ein «Mit-Wissenschaftler».

These, Antithese, Synthese bei Mäder aber auch zwischen Distanz und Engagement. Mit Norbert Elias misstraut er dem «Pathos der Distanz» eines Wissenschaftlers – und verlangt gleichzeitig von den Forschenden einschließlich der eigenen Person, sich von voreingenommenen Auffassungen zu befreien. Er sieht sich als Wissenschaftler «im Widerstreit mit eigenen politischen Überzeugungen und Interessen», und das heisst eben auch ohne «Konformismus» gegenüber der Marktlogik. Im Sinne von Raymond Aron – und am Dreiländereck in Basel blickt man so weit nach Frankreich wie nach Deutschland – ist er ein «*spectateur engagé*», Wissenschaft nicht einzig um ihrer selbst willen.



Die Jugendlichen von *Fridays for Future* jedenfalls, vor denen Mäder auf dem Marktplatz von Lörrach spricht – diese jungen Jahrgänge berufen sich ganz ausdrücklich auf die Wissenschaft, auf die Erkenntnisse der Klimaforscherinnen und Klimaforscher.

Und Klimaforschung mehrt die Relevanz der Armutsforschung, denn eine griffige Umweltpolitik erfordert eine griffige Sozialpolitik; sonst zahlen wieder einmal die Schwächsten die Zeche in der Gesellschaft – der Einbezug der ökologischen Kosten in die Preise trifft sie am härtesten. Ohne Umverteilung von oben nach unten wird Klimapolitik zu wenig Akzeptanz finden, siehe in Frankreich die «Gelbwesten» und ihr Aufstand gegen höhere Steuern auf Benzin und Diesel. Jahrelang wurde von unten nach oben umverteilt, jetzt brauchen sowohl die Gesellschaft als auch die Ökologie endlich wieder eine Umverteilung von oben nach unten. Und wer das fordert, betreibt nicht «Klassenkampf», sondern er setzt sich für die überfällige Korrektur einer Fehlentwicklung ein.

An diesem Punkt verwendet sich Mäder für ein Grundeinkommen, in den Worten Erich Fromms ein garantiertes Existenzminimum (welches, nebenbei, in der Pandemie faktisch und vorübergehend eingeführt wurde teilweise, ganz ohne Streit).

Mit dem Grundeinkommen verbindet unser Preisträger vor allem die Hoffnung auf eine «kulturelle Änderung», die sich bereits abzeichnet. Solchen Kulturwandel bringt er folgendermaßen auf den Punkt: Was eigentlich, fragt er, «was verliere ich, wenn ich nicht gewinne?» Als Kulturoptimist setzt er da Hoffnung und Vertrauen in die neue Kultur neuer Jahrgänge, ich zitiere:

«Viele Junge definieren sich heute mehr über ihre Fähigkeit, Ambivalenzen und Widersprüche zuzulassen, ohne aber in Beliebigkeit abzuweichen. Sie gehen unbefangener an das Unbekannte heran. Sie nähern sich neuen sozialen Realitäten pragmatischer als wir. Das stimmt mich für ihre Zukunft zuversichtlich.

Bei den Jungen fällt mir aber auch auf, dass für viele die angestrebte Coolness allzu cool geworden ist. Sie wollen wieder verbindlichere Bande knüpfen – nicht einfach aus Not und Angst, sondern aus freien Stücken. Sie stellen wieder vermehrt die Sinnfrage: Was soll die ganze Betriebsamkeit? Geht es darum, immer noch schneller, effizienter und reicher zu werden? Müssten wir unsere Freiräume nicht anders kultivieren – mit mehr Anteilen von Kreativität und Muße? Ob der Trend in diese Richtung gehen kann, ist offen.» (Nigg 2008, S. 292.)

Hören wir da den emeritierten Professor Ueli Mäder, oder Jugendliche, oder spricht Fromm?



Publication of **fromm-online.org**. For personal use only. Any kind of re-publication and commercial use requires written permission from the copyright holders.

Veröffentlicht auf **fromm-online.org**. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Jede Wiederveröffentlichung und kommerzielle Nutzung bedarf der schriftlichen Erlaubnis der Rechteinhaber.

Der Träger des Erich-Fromm-Preises war zu Beginn der 1970er Jahre selbst ein Pionier neuer Lebensformen, die sich erst jetzt langsam durchzusetzen beginnen – konkret: Mäder war damals Hausmann, den gesellschaftlichen Entwicklungen ein halbes Jahrhundert voraus:

«Esther und ich» – Esther Schwald, die ich begrüße und die allemal ihren Anteil am Fromm-Preis hat – «Esther und ich arbeiteten beide je halbtags und teilten uns die Aufgaben der Betreuung unseres ersten Kinds und später der beiden anderen Kinder, die noch folgten. Wir lebten immer in Wohngemeinschaften. In der letzten WG lebten wir während über zwanzig Jahren mit neun Erwachsenen und acht Kindern zusammen. Während dieser Zeit habe ich vor allem am Morgen gearbeitet und mich am Nachmittag um die Kinder und den Haushalt gekümmert, dabei aber auch viel gelesen.» (Nigg 2008, S. 287 f.)

Solche Egalitäts- und Lebenserfahrung wird sich denn auch niederschlagen in wichtigen Texten: zuletzt 2017 «*Vorstellungen von Männlichkeiten – ein Paradigmenwechsel*»: «Wenn Männer schier protzig zu ihrer Gewalt stehen, stellen sie sich selbst in Frage», das ist ein Hintergrund der Tragödie und gleichzeitig ein Hoffnungsschimmer.

Umfassend erleben wir in der Zeitenwende, am Auslaufen der Pandemie, einen Paradigmenwechsel, der bei aller Sorge durchaus auch kulturoptimistisch stimmt. Das seit Jahrzehnten kritisierte, aber wenig korrigierte Ungleichgewicht zwischen Frau und Mann, People of Color und Weiß, Arm und Reich, Natur und Mensch, Politik und Wirtschaft – zwar besteht es fort.

Aber die Corona-Zeit hat das Leben stark und manche Einstellungen leicht verändert im Westen. Viele Menschen denken weiter, manchmal neu, oft etwas anders:

- Die Gefahr, die vom krassen sozialen Gefälle ausgeht, wird mittlerweile breit diskutiert. Selbst der Internationale Währungsfonds, der mit seinen Austeritätsprogrammen viele Erdenbürger verarmen ließ, fordert neuerdings eine Umverteilung, die Besteuerung des Kapitals, die Mehrbelastung hoher Einkommen, um «den von Covid-19 beschleunigten Teufelskreis der Ungleichheit» zu durchbrechen.
- Während der Krise hat sich die herrschende Minderheit der Männer – wie stets in der Not – auf die wirtschaftliche und gesellschaftliche Schlüsselrolle der Frauen besonnen. Die Gleichstellung macht deswegen keinen Sprung nach vorn, wohl aber tut sie nächste Schritte.

Mitten in der Pandemie entfaltete sich in Amerika und in Europa die mächtige antirassistische Bewegung *Black Lives Matter*, sie verändert die Grundstimmung.



- Corona hat die Umweltfrage nicht verdrängt, sondern weiter vergegenwärtigt. Viele sagen, die Klimakrise sei eine Pandemie in Zeitlupe.
- Und der jahrzehntelang schlechtgemachte Staat rückte nun wieder in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit – er hat ganze Branchen gerettet, er trifft Wirtschaftssanktionen, und in der ökologischen Wende setzt er zusehends die Rahmenbedingungen, statt dass die Konzerne sich selbst regulieren. Allmählich kehrt der Primat der Politik über die Wirtschaft zurück.

Das sind lauter aktuelle Themen der Aufklärung, die Ueli Mäder am Herzen liegen, und sie bekommen Auftrieb. Überdies sind im Westen die Antiaufklärer in der Defensive.

- In den USA entzweit sich die Grand Old Party der Republikaner.
- In der Bundesrepublik diskreditiert sich vollends die AfD und verliert bei der Bundestagswahl.
- In Österreich ist Kanzler Sebastian Kurz als Inbegriff des Kippens vom Konservativen ins Reaktionäre weg vom Fenster und wird Berater des Antidemokraten Peter Thiel.
- Der italienische Scharfmacher Matteo Salvini verliert das Gesicht und sein politisches Profil, wenn er als Antieuropäer dem Europäer Mario Draghi zum Amt des Ministerpräsidenten verhelfen muss.
- Die Rechtsextremisten Marine Le Pen und Éric Zemmour haben bei den französischen Präsidentschaftswahlen im April nicht den Hauch einer Chance.
- Das Ungarn, das Polen der «Autoritärdenokraten» wird im Krieg auf den Humanismus und auch auf die EU zurückverwiesen; die Halbdiktatoren erfahren sowohl den wachsenden Außendruck der Europäischen Union als auch den Innendruck einer auflebenden Opposition.

Wenn im Westen die aufgeklärten Themen im Aufwind und die Antiaufklärer im Abwind sind, wenn auf dem Hintergrund eines Angriffskriegs der Wert der Demokratie wieder in den Vordergrund rückt, dann ist das die Stunde der Demokratinnen und Demokraten.

Zu ihnen zählt mit aller Antriebs- und Ausdruckskraft Ueli Mäder. Ich sehe einen Bogen in der Arbeit des Preisträgers. Er fährt als Jugendlicher nach Paris, dem Frankreich des «Vormai» 1968, und sieht an einer Mauer das Graffiti, das ihn prägen wird: «*Soyez réalistes, demandez l'impossible!*» Bereits seine Abschlussarbeit im Gymnasium hatte der Pariser Kommune gegolten. Doch das Unmögliche, das immer wieder möglich wird – das ist die *Fraternité*.

Und so heisst denn die entwicklungspolitische Zeitschrift, die er in jungen Jahren leitet, *Solidarité*, Brüderlichkeit von Nord und Süd, auch das ein Leitmotiv. Aber er macht es sich von Anfang an nicht einfach, wie der Titel seiner



Habilitationsschrift andeutet, «*Subsidiarität und Solidarität*»: die vornehmlich von Liberalen gepriesene Subsidiarität und die besonders von Linken verfochtene Solidarität.

Es ist der Bogen vom Hafenarbeiter im Basler Rheinhafen, der so sein Studium finanziert; der Bogen vom Studiosus zum Emeritus, der mittlerweile Abstand hat und trotzdem Nähe:

«Mit einem Freund, der Astronom ist, besuche ich ab und zu die Sternwarte. Wir gucken zusammen durch ein riesiges Fernrohr ins All. Auch das schafft Distanz zum kleinlichen Alltags- und Machtgerangel, das ich aber weiterhin mit grossem Interesse untersuche! Als Soziologe kritisiere ich oft, was in unserer Gesellschaft nicht klappt. Oft wundere und freue ich mich aber auch ganz bescheiden über das, was funktioniert und gar nicht so selbstverständlich ist.» (Nigg 2008, S. 292.)

Sein Freund der Astronom bewundert jedenfalls, wie «aus einem Minimum an Licht ein Maximum an Erleuchtung» wird. Das ist die Kraft der Aufklärung.

Wider die Algorithmen, die polarisieren und emotionalisieren – der Wissenschaftler Mäder weiss,

- dass der Verlust an Öffentlichkeit den Verlust an Wirklichkeit und Freiheit nach sich zieht;
- dass gelebte Freiheit immer auch Emanzipation bedeutet;
- dass es keine Freiheit gibt, über andere Menschen zu verfügen;
- dass ebenso die Freiheit erstickt, wenn wir nur für uns allein da sind;
- dass es keine Freiheit ohne Gleichheit, Brüderlichkeit, Schwesterlichkeit und Nachhaltigkeit gibt.

Der kämpferische Menschenfreund Mäder schrieb einmal, «*äußerliche Anerkennung*» sei ihm unwichtig, und bei anderer Gelegenheit führte er aus:

«Ehrendokorate können zwar innovative Kreativität fördern, doch Titeleien beinhalten die Gefahr, Hierarchien zu verfestigen und sich über andere (Personen) zu erheben. Dagegen ist niemand gefeit. Umso wichtiger ist, dass Hochschulen den sozialen Ausgleich kultivieren und mit Ehrenwürden eigenwillige Zeichen setzen, indem sie verdeckte Pionierleistungen erhellen, statt sich mit glänzenden Federn zu schmücken.» (Nigg 2008, S. 292.)

Da sind wir zurück zum Anfang, bei Erich Fromms Warnruf in Sachen Titel. Aber wenn es einen gibt, dem Anerkennung nicht zu Kopf steigt, dann ist es



mein Landsmann. Denn er weiß: Würdenträger sind wir alle, wenn die Würde des Menschen unantastbar ist. Oder anders gesagt: Ungleichheit ist Unfreiheit.

Dem Preisträger sage ich von Herzen Glückwunsch, und ich danke für die Aufmerksamkeit.

Literatur

Ein Gesamtverzeichnis der Schriften von Ueli Mäder findet sich auf der Website der Universität Basel: <https://soziologie.philhist.unibas.ch/de/personen/ueli-maeder/publikationen>.

- Bürgin, R., Schoch, A., Sutter, P., Schmassmann, H., Mäder, U. 2015: *Urbane Widerständigkeit am Beispiel des Basler Rheinhafens*, Basel (edition gewo-wip). Open Access.
- Fromm, E., 1962: *Jenseits der Illusionen. Die Bedeutung von Marx und Freud*, Erich Fromm Gesamtausgabe (GA) in 12 Bänden, München (DVA und dtv) 1999.
- Fromm, E., 1976: *Haben oder Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft*, GA II, S. 269-414.
- Küchenhoff, J., Hügli, A., Mäder, U. (Hg.) 2005: *Gewalt – Ursachen, Formen, Prävention*, Gießen (Psychosozial-Verlag, Psyche und Gesellschaft).
- Kutzner, S., Mäder, U. and Knöpfel, C. (Hg.) 2004: *Working poor in der Schweiz – Wege aus der Sozialhilfe: eine Untersuchung über Lebensverhältnisse und Lebensführung Sozialhilfe beziehender Erwerbstätiger*, Zürich (Rüegger). Open Access.
- Mäder, U. 2010: «Was biografische Zugänge erhellen», in Hauptert & Schilling & Maurer, *Biografische Zugänge. Biografiearbeit und Biografieforschung in der Sozialen Arbeit*, Bern (Peter Lang), S. 53–70. Open Access.
- Mäder, U. 2015: *macht.ch : Geld und Macht in der Schweiz*. Zürich (Rotpunktverlag).
- Mäder, U. und Rudin, S. 2010: «Verdingkinder in der Schweiz - soziale und rechtliche Aspekte», in: *Die Praxis des Familienrechts*, Stämpfli Verlag, Jg. 11, S. 568–584. Open Access.
- Mäder, U., Jeyaratnam, G., Schilliger, S. 2010: *Wie Reiche denken und lenken. Reichtum in der Schweiz: Geschichte, Fakten, Gespräche*. Zürich (Rotpunktverlag). Open Access.
- Mäder, U., Streuli, E. 2002: *Reichtum in der Schweiz : Porträts – Fakten – Hintergründe*, Zürich (Rotpunktverlag). Open Access.
- Mäder, U., und Schmassmann, H., 2021: «Wie normativ muss Armutsforschung sein?», in: *neue praxis*, Sonderheft 11.
- Nigg, H. (Hg.), 2008: *Wir sind wenige, aber wir sind alle*. Biografien aus der 68er Generation, Zürich (Limmat Verlag).

Copyright © 2023 by
Roger de Weck, Zürich und Berlin



Publication of **fromm-online.org**. For personal use only. Any kind of re-publication and commercial use requires written permission from the copyright holders.

Veröffentlicht auf **fromm-online.org**. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Jede Wiederveröffentlichung und kommerzielle Nutzung bedarf der schriftlichen Erlaubnis der Rechteinhaber.